

... und immer wieder wachsen die Flügel

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **54 (1946)**

Heft 6

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-556453>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

... und immer wieder wachsen die Flügel

Nachstehend bringen wir zwei Stellen aus einem neu erschienenen Büchlein, das um die Gunst unserer Leserschaft wirbt. «... und immer wieder wachsen die Flügel» ist sein vielsagender Titel, und sein Inhalt schildert das Leben der vor etwas mehr als Jahresfrist verstorbenen Olga Gerspacher, von ihr selbst erzählt. Die Aufzeichnungen verdienen es, von möglichst vielen Lesern aus allen Volksschichten gelesen zu werden.

So einfach das Büchlein geschrieben ist, so ergreifend und eindringlich ist sein Inhalt. Wir lesen von einem Menschen, der den bitteren Becher des Leidens wirklich bis zur Neige leerte und dennoch seinen Glauben und seine innere Haltung nie verlor, sondern trotz seiner grossen Bürde an Krankheit und Not es fertig brachte, noch andern Trost zu spenden. Das Büchlein könnte ein Anklage gegen völlig ungenügende soziale Verhältnisse sein. Es ist es nicht; die Verfasserin ist über ihr Leid hinausgewachsen zu einer seltenen Gefasstheit und Abgeklärtheit. Die Lektüre des Büchleins, das Fr. 2.50 kostet und beim Verlag «Das Band», Bern, Falkenhöheweg 12a erhältlich ist, wird bestimmt vielen ein Erlebnis bedeuten.

Und nun ein Ausschnitt aus den Kinder- und Schuljahren von Olga Gerspacher:

In all den sechs Klassen waren die Bänke stets zu hoch und zu eng für mich. Ich hatte deshalb beständig mein rechtes Bein auf dem Banksitz und sass so auf dem Fussknöchel. Die Absenzen dieser sechs Klassen zusammengerechnet, besuchte ich nur etwa drei Jahre die Schule. So erfolgte also Ostern 1923 mein Schulaustritt.

Nun sollte ich noch die Fortbildungsschule besuchen. Das Wort «Fortbildungsschule» hätten diese Stunden aber nicht verdient. Pro Woche waren es nur drei Stunden, und dazu konnte ich nur ganz wenig davon besuchen. Ich lernte also gar nichts anderes als Einzahlungsscheine ausfüllen.

Wenige Tage nach meinem Schulexamen bekam ich ein Schwesterlein. Es war für uns alle eine grosse Freude, aber für meine Eltern auch ein riesiger Kummer. Jener Abend machte auf mich grossen Eindruck, vor allem deshalb, weil ich die Hebamme holen musste und es schon ziemlich dunkel war. Ich fürchtete mich furchtbar; denn ich musste um den Friedhof gehen. Daheim lagen im einen Bett meine Mutter, im andern Bett mein Vater, beide in einem schweren Zustand. Ich lief den ganzen Weg hin und zurück. Nachher wusste ich gar nicht, wie ich das überhaupt gekonnt hatte. Viele Tage machte mir dieser Gang noch zu schaffen.

Bis Mitternacht hatte ich zu tun und musste für vieles sorgen. Als ich einmal Vaters leise Stimme hörte und nach ihm sah, weinte er wie ein Kind, fiel mir um den Hals und meinte immer nur: «Jetzt habe ich noch ein gesundes Töchterchen und bin doch so krank.» Natürlich durfte ich mein Schwesterchen sofort sehen; ja, ich hatte es schon auf den Armen, bevor es gebadet war. Dabei meinte mein Vater: «Du darfst ihm seinen Namen geben, denn du musst es ja pflegen.» So wurde es nach meinem Wunsche Ursula Ruth getauft.

Meinem Vater setzte ganz besonders Mutters Zustand zu. Sie hatte immer Fieber und musste zu Hause unter Narkose operiert werden. Dabei musste mein Vater von seinem Bett aus zusehen. Als der Arzt und seine Frau wieder weg waren und meine Mutter mit ihrer stark verbundenen Brust völlig wach war, kleidete ich meinen Vater an, trotz seinem Fieber, damit wir zusammen zum nahen Bach konnten, um die blutige Wäsche zu spülen; denn wir drei waren in dieser schweren Zeit ganz alleine. Vier Monate war meine Mutter krank. Eine Hilfe hatten wir nicht, nur eine barmherzige Schwester badete täglich das kleine Kind. Wenn es nötig war, besorgte eine ältere Frau die Wäsche, die wir unbedingt brauchten. Jede weitere Arbeit fiel mir zu. Kochen konnte ich noch nicht so viel, jedoch das Nötigste, und dazu dirigierte meine Mutter immer ein wenig vom Bett aus, z. B. «noch ein wenig Salz» oder «etwas Mehl» usw.

Tagsüber war ich immer so arg beschäftigt, dass ich oft glaubte, mein Körper breche zusammen. Ueberall hatte ich starke Schmerzen und konnte das doch nicht zeigen. Es sollte alles so ordentlich sein wie immer, und ich war am Morgen die Erste und am Abend die Letzte. Nachts hatte ich nie Ruhe. Ich musste jeweilen zwei Schöppli Rochen, weil ich mein Schwesterchen nicht schreien lassen durfte. Mein Vater hätte sonst sein bisschen Schlaf verloren, und sein Husten hätte ihn die ganze Nacht geplagt.

Viele, viele Wochen arbeitete ich so, Tag und Nacht, bis ich einmal nicht mehr konnte. Ich legte dann meinen Eltern ans Herz, ich hätte nur einen Wunsch, wieder einmal eine ganze Nacht zu schlafen. So durfte ich eine Hilfe suchen. Wie tief mein Schlaf dann war, merkte man besonders an der Angst der Eltern, die mich trotz allem Schütteln lange nicht wecken konnten.

Alle diese Anstrengungen waren für meinen Körper zu viel, und dazu begann mich noch meine Prothese überall zu drücken. So musste ich sie eines Tages weglassen. Dieser Tag war sehr schwer für mich. Ich fiel beständig zusammen, da ich keine Stütze mehr hatte.

Mein Gesundheitszustand wurde durch all dies natürlich nicht besser. Dazu kam noch die Inflationszeit. Wir mussten richtig Hunger leiden. Einmal machte Vaters Invalidenrente ein ganzes Bündel Geldnoten aus. Ich musste damit sofort zum Bäcker, um zwei Brote zu kaufen. Als ich aber dorthin kam, reichte das Geld nicht einmal mehr für ein ganzes Brot, und doch sollten wir einen ganzen Monat damit auskommen.

Der Zustand meines Vaters wurde inzwischen so schlimm, dass wir ihn isolieren mussten. Er litt darunter, besonders weil er meinem Schwesterchen nicht die Liebe geben konnte und durfte, die er gerne wollte. Die letzten Musikstücke, die er sich von meinen Brüdern noch wünschte, waren die beiden Lieder «Des Sommers letzte Rose» und «Am Meer». Kurz vor meinem 16. Geburtstag starb mein Vater. Sein 43. Geburtstag wurde sein Beerdigungstag. Es wurden Schüsse abgegeben, und der Bürgermeister sprach einige Worte am Grabe. Auch in der Zeitung standen ehrende Worte, weil er ein Frontsoldat und Kriegsinvalider war. Sie gedachten auch der Mutter und der fünf Kinder. Aber gerade Mutter und ich hatten ja oft erfahren, dass Worte noch lange nicht Taten sind. Vaters Tod tat mir sehr weh im Herzen, und unvergesslich bleiben mir die letzten Worte, die er mir sagte, indem er meine beiden Hände nahm: «Wie gerne würde ich dich mitnehmen, denn du bleibst ja doch ein Armes. Jetzt hast du schon so viel Not erlebt und das schmerzt mich. Ich fürchte, dass du noch viel kränker wirst, und das wäre zu schwer, das wäre viel zu schwer.»

Im Tagebuch von Olga Gerspacher lesen wir aus der Zeit von zirka drei Jahren vor ihrem Tod:

Mittwoch den 22. Januar 1941.

Gestern habe ich mein siebentes «Gipsjahr» beendet! Schwer waren diese Jahre; aber ich darf sagen, es waren die schönsten meines ganzen Lebens. Und darum habe ich nie mit meinem Schicksal gehadert. O, ich habe auch heute nie die Sehnsucht, mein Leben auf eine bessere Art zu verbringen; denn ich bin viel zu froh, dass ich liegen kann und liegen darf. Die Welt ist wohl sehr klein, wenn man für immer liegt. Doch gibt es so unendlich viele schöne Momente, die Gesunde gar nicht kennen. Man denkt auch ganz anders, man schätzt alles, man sieht und fühlt alles, man ist so dankbar für jedes liebe Wort, und man freut sich über Dinge, die Gesunde oft gar nicht achten oder dann als selbstverständlich betrachten. Man wird dankbar für alle Liebe; aber man wird auch empfindlich, und leicht tut etwas weh im Herzen. Man ist einfach eine Welt für sich.

Ich weiss zwar nicht, wie es ist, wenn man gesund ist. Ich bin es fast gewohnt, dass ich Schmerzen habe. So komme ich mir gerade vor, als sei ich berufskrank. Schon oft habe ich hören müssen: «Jetzt bist du so krank, und doch hört man dich nie klagen und jammern.» Aber das will ich nie tun, solange es geht. Es ist oft eine grosse Kunst; denn meine einzigen Hilfsmittel sind doch nur die Liebe, die Freude, der Glaube und ein wenig Arbeit. Diese allein helfen mir, alles geduldig und tapfer zu tragen und zu überwinden, wo Ueberwindung nötig ist.

Ich bin aber auch immer sehr streng mit mir. Ja, ich muss mir selbst gehorchen, damit ich bleibe wie bisher und nicht «eigen» werde. Trotz allem habe ich nie Erbarmen mit mir, weil das ganz gefährlich ist, und auch heute sage ich mir: «Kopf hoch, sei stark, es geht sicher.» Oft denke ich: «Bleibe nur so glücklich und zufrieden im Herzen, dann geht es immer.»

Manchmal denke ich allerdings: «Ist das möglich, dass ein Körper so werden kann?» Dann möchte ich vor Schmerzen laut weinen, dass man es kilometerweit hören könnte. Es gibt Tage, da denke ich schon morgens früh: «Ui, wie tut's dir wieder weh!» Meine Knochen kommen mir mübe und spröd vor; mein Kiefer ist so, dass ich nur Weiches essen kann. Ich habe auch Angst vor einem festen Händedruck und spüre gut, dass meine Arme sehr schwach sind. Am schlimmsten ist es aber vom Becken abwärts, da leide ich oft furchtbar. Mein Becken ist verschoben, die rechte Hüfte will ganz unter den Arm, und die Beine wollen auch nicht mehr gestreckt sein. Mein rechtes Bein liegt x-förmig, und ich wäre nicht mehr imstande, meine Beine vom Becken aus zu dirigieren. Meinen Rücken vergleiche ich immer mit einem hohlen Baum; denn jede kleinste Erschütterung geht mir wie ein Echo durch und durch bis in den Kopf, und das tut so weh. Dazu ist mein Körper vollständig ohne Halt. Ueberall brauche ich Stützen; oft ist es mir, er falle auseinander. In kurzen Abständen überfällt mich eine grosse Müdigkeit, die tief im Rücken beginnt und dann auf den ganzen Körper übergeht, so dass zuletzt jeder Finger, jede Zehe müde ist. Ich habe auch gar nie das Gefühl, ich sei ausgeruht. Bei meinen zwei bis vier Stunden Schlaf pro Tag und bei meiner gezwungenen Lage ist dies ja begreiflich.

Doch eigentlich erzähle ich nicht gerne von meinem Leiden, weil es dadurch doch nicht besser wird — im Gegenteil.